23 Illustriertes Sonntagsblatt 1902

Zur Unterhaltung am häuslichen Herd

Gratis-Beilage zur Thorner Zeitung.

Verlag von Ernst Lambeck in Thorn.

Unseres Rittmeisters Hedel.

Novelle von E. H. von Jagory. (Nachdruck verb.)

Ueber den altertümlichen Marktplatz der kleinen Garnisonstadt Außendorff schritt ein schlankes, in tiefe Trauer gekleidetes Mädchen. Ihr elastischer Gang verriet, daß sie jung war; sonst konnte man unter dem dichten, schwarzen Kreppschleier ebensogut eine alte Dame vermuten. Die Leute, an denen die gebeugte Gestalt stumm vorüberging, blickten ihr mitleidig nach.

„Jemersch ne, ne, Rittmeisters Hedel,“ stieß die dicke Gärtnersfrau Müller auf einmal halblaut hervor — als Hedel von Jelten außer Hörweite war, dabei sah ihr gutes, ehrliches Gesicht aus, als ob sie weinen wollte.

„Das arme, arme Ding, so jung noch und nun so ganz allein auf der Welt. Das Herz thut einem weh, wenn man es sich bedenkt.“ —

Ihre Nachbarin, an die diese Worte gerichtet waren, nickte traurig; „ja, ja, das Hedel, nun is se ganz allein auf der Welt und muß bei fremden Leuten arbeiten gehen, gerade wie unser eins, wenn sie ein Stückchen Brot haben will, und ist doch so ein vornehmes, feines Fräulein, das Hedel,“ bestätigte sie.

„Morgen geht sie schon weg — wohin, weiß ich nicht,“ erzählte Frau Müller, und dicke Thränen standen ihr in den Augen. „Nu, ich meine halt, wenn es dem Hedel nicht gut geht, dann giebt's keine Gerechtigkeit im Himmel mehr, denn 's Hedel ist ein gutes Kind. Die Frau Rittmeister war eine Engelsfrau, ich weiß es, meine Marie hat ja dort gedient, aber zart war sie, wie ein Schneewittchen, und deshalb hat sie auch so schnell von der Erde müssen. Der Rittmeister war auch ein guter Mann, halt a bissel heftig — aber gleich wieder gut, und ein Herz für seine Leute hat er immer gehabt. Die Hedel ist wie ihr Vater — wild wie ein Bub, aber treu wie Gold. Man muß ihr alleweil gut sein, ob man will oder nicht.“

Die andere nickte, und dann erzählten sich die beiden Alten von dem Rittmeister und seiner schönen jungen Frau. Das war ein Glück gewesen, als der Rittmeister sich seine Frau da unten her, wo es so viel Wein giebt, geholt hatte. Wie die Engel im Himmel haben die zwei Leute zusammen gelebt. Aber das Glück war zu groß — deshalb mußte es ein schnelles Ende nehmen. Als Hedel zur Welt kam, da schloß die Frau Rittmeister die großen, blauen Augen, um sie nie mehr aufzumachen. Wie ein Rasender ist der Rittmeister erst gewesen, dann ist er still, ganz still geworden. Und so ein stiller Mann ist er geblieben, bis man ihn da draußen neben seiner Frau in die Erde gebettet hat. Und nun ist nur noch das Hedel übrig geblieben. Seine Mutter hat das Kind ja gar nicht gekannt, aber an dem Vater hat es gehangen mit ganzer Seele — und nun — das arme Hedel. Sie kannten, sie liebten es ja alle im Städtchen, seitdem es als winziges Baby von Müllers Marie über die Straße getragen worden war, bis zu der Zeit, wo es als großes Mädel neben ihrem Vater durch das Städtchen ritt und mit freundlichen Grüßen den Leuten dankte. Ein wildes, übermütiges Kind war es von klein auf gewesen, das Hedel, so toll wie ein Bub. Kein Pferd war ihm zu wild, kein Baum zu hoch und kein Bub zu stark zum Herumbalgen gewesen. Dabei hatte es für jeden Menschen ein freundliches Wort, ein lustiges Lächeln und für jede Not eine offene Hand. Das Hedel war der Liebling von jung und alt, hoch und niedrig im Städtchen. Lachend erzählte man sich ihre übermütigen, lustigen Streiche und gerührt ihre heimlichen Liebesthaten. „Rittmeisters Hedel ist a goldig Ding,“ hieß es überall im Städtchen, und die Augen der Leute strahlten, wenn sie von Hedel sprachen.



Das neue Bundeshaus in Bern (Gesamtansicht der Südfront). (Mit Text.)

Hedel von Jelten schritt unterdessen dem hochgelegenen Kirchhof zu. Das Herz war ihr so unendlich schwer. Sie liebte das alte Bergstädtchen, in dem sie geboren war, und morgen sollte sie es nun für immer verlassen. Hedel war keine zaghafte Natur, sondern ein frisches, fröhliches Soldatenkind, das sich vor Kampf und Arbeit nicht scheute. Aber nun es ans Scheiden ging und sie zum ersten Male, ohne eine schützende liebe Hand, in die Welt hinaus mußte — da kam doch ein gewisses Bangen und Zögern über sie. Sie kannte ja noch keine andere Gegend in der Welt, als ihr Heimatstädtchen, denn ihr Vater huldigte dem Grundsatz — gereiste Frauen und ungereiste Handwerksburschen taugen beide nicht. Und so hütete er sein Kind vor jedem Klang, der aus der weiten Welt in ihr Herz dringen konnte. Hedel hatte auch noch nie Verlangen nach der sogenannten Welt gehabt. Ihr Vaterhaus war ihre Welt, ihr Vater war ihre Mutter, Vater, Bruder und Kamerad, alles in einer Person, und sie hatte nur einen Wunsch, daß es immer so bleiben möchte. Ohne ihren Vater konnte sie sich ein Leben nicht denken, und nun sie ihn verloren hatte, war es ihr, als ob man ihr den Boden unter den Füßen

weggezogen hätte, als ob sie keinen Schritt mehr gehen konnte, ohne zu fallen. Weinend kniete sie am Grabe ihres Vaters nieder, legte ihre Arme fest um den Hügel, als müßte sie hier ihre Stütze suchen und lag so lange Zeit.

„Mein Gott, mein Gott, erbarme Dich, hilf mir," schrie sie auf. Da war es ihr, als ob eine leise Stimme sagte: „Sei still, ich will Dir helfen, hab' nur Vertrauen und Mut." Und Hedels Herz wurde auf einmal ganz still, es ging ein Ahnen durch ihre Seele, daß ein Menschenkind nie verlassen ist, so lange es noch an Gott glaubt. Die Sonne stand schon tief am Himmel, als Hedel mit müden, langsamen Schritten den stillen Kirchhof verließ, aber sie weinte nicht mehr und ging auch nicht mehr so gebückt, es war wieder Mut in ihr Herz eingezogen. Sie hatte Abschied genommen von ihren teuren Gräbern, und am andern Morgen ging es in die Welt hinaus. Was würde ihr wohl das Leben bringen? Die Pfade der alleinstehenden Mädchen, die sich ihr Brot erkämpfen müssen, sind mit Dornen besäet. Und sie stand nun ganz allein in der Welt. Plötzlich warf sie den Kopf hoch und sprach laut, es klang fast wie ein Gelöbnis, den Wahlspruch ihrer Familie vor sich hin: „Thue Deine Pflicht, komme was da wolle!" Dann schritt sie hoch aufgerichtet weiter.

Monate waren seitdem vergangen. Es war eine einsame, kleine Haltestelle der österreichischen Alpenbahn, auf der Hedel von Felten den Zug verließ. Ihre großen, braunen Augen blickten suchend umher. Ein Bahnbeamter trat rasch auf sie zu. „Fräulein von Felten?" fragte er, höflich grüßend; und als Hedel diese Frage bejahte, deutete er mit dem Finger nach rückwärts, „da ist der Wagen von Gräwitz."

Hedel neigte dankend den kleinen Kopf, dann schritt sie rasch dem bezeichneten Wagen zu. Ein robust und kräftig aussehender Mann mit italienischem Typus stand schweigsam daneben und seine schwarzen Augen blickten Hedel neugierig an. Er grüßte schweigend, und als sie ihn fragte, ob dies der Wagen der Gräwitzer Herrschaft wäre, murmelte er ein halblautes Wort in seinen Bart und schlug dann das Wagenleder zurück. Hedel schwang sich leicht in den Wagen hinein, der Mann setzte sich gemütlich auf den Kutscherbock, schnalzte mit der Zunge, und das kleine Bergpferd trappte lustig davon. Hedel von Felten blickte mit strahlenden Augen um sich. Sie war eine große Naturfreundin, und als sie jetzt auf der engen Fahrstraße zwischen gewaltigen Felsenmassen, aus denen rauschende Bäche hervorquollen, und dunklen Pinienwäldern dahinfuhr, über sich einen blauen, wolkenlosen Himmel, neben sich nichts als die großartige Natur, da ging ihr doch, trotzdem es ihr ein bißchen bange war, das Herz auf, und sie mußte fast gewaltsam einen Jubelruf unterdrücken. Es stieg sogar Dank gegen Gott in ihr auf, daß das Schicksal gerade sie in dieses herrliche Fleckchen Erde hingeführt hatte. Hedel fuhr einer neuen Heimat zu. Sie hatte endlich eine Stelle als Gesellschafterin bei einer alten Dame, der Baronin von Gräwitz auf Gräwitz da unten im Süden gefunden, und sie war so froh darüber, denn sie hatte schwere, bittere Stunden durchgemacht und war nahe daran gewesen, am Leben zu verzweifeln. Hedel von Felten hatte nie gedacht, daß es so furchtbar schwer sein könnte, eine Stellung zu bekommen. Wochen und Monate hatte sie in Berlin in einer Pension gelebt und auf einen Wirkungskreis gehofft. Sie hatte selbst in allen möglichen Blättern annonciert, sie hatte auf unzählige Annoncen geantwortet, ihren Lebenslauf, ihr Bild und Freimarken eingeschickt, aber Antworten bekam sie nie, ebensowenig schickte man ihr die eingesandten Sachen zurück. Hedel wurde ganz kopfscheu, sie konnte eine solche Handlungsweise gar nicht begreifen, und ihr Vertrauen zu den Menschen erlitt einen gewaltigen Stoß; dabei wurde ihr Kapital immer kleiner, und doch wollte sie sich ein paar hundert Mark für Zeiten der Not aufheben. Mutlos suchte sie eine Dame auf, die der Gesellschaft: „Freundinnen junger Mädchen", angehörte und klagte ihr ihre Not. Die Gräfin nahm sich ihrer aufs liebenswürdigste an und verschaffte ihr auch die Stelle bei der Baronin von Gräwitz. Hedel war es zwar sehr schwer, daß sie in ein fremdes Land mußte, sie wäre gar zu gerne in der deutschen Heimat geblieben, aber sie mußte dankbar annehmen, was sich ihr bot. Mit frischem Mut ging sie vorwärts, der liebe Gott war ja überall, der würde sie nie verlassen.

„Der Zug kommt fünf Uhr fünfundzwanzig Minuten in Wolkern an, Mama; Deine neue Gesellschafterin kann um sieben Uhr hier sein. Ich bin begierig, was das wieder für ein Monstrum ist, natürlich alt, dürr und geziert," sagte gähnend der Oberleutnant Baron Georg von Gräwitz zu seiner Mutter, und strich dabei liebkosend über das Fell des großen Bernhardiners, der still zu seinen Füßen lag.

Die Baronin blickte zärtlich auf ihren stattlichen, schönen Sohn und nickte ihm liebevoll zu: „Ja, um sieben Uhr kann das Fräulein hier sein. Sie wird übrigens mit uns essen, lieber Sohn. Die Gräfin Holberg hat darauf bestanden, als sie mir die Dame vorschlug. Es blieb mir nichts anderes übrig, als darauf einzugehen. Du weißt, es ist sehr schwer, hier in dieser Einöde eine passende Gesellschafterin zu erhalten. Die Gräfin ist ganz entzückt von dem Fräulein, nun, sie ist ja auch von Familie."

Der Oberleutnant kräuselte spöttisch den Mund, und seine dunklen Augen blitzten die Mutter lachend an. „Von Familie," wiederholte er ironisch, „das ist gerade die schlimmste Sorte; wie konnte meine kluge Mutter sich nur ein Exemplar von dieser Sorte aufbinden lassen. Diese Damen von Familie bringen ihren ganzen Thron in ihre Stellung mit. Sie verlangen Rücksichten über Rücksichten, wollen überall für gleichberechtigt angesehen werden, bleiben immer die Damen von, zu, auf und ab, und thun, als wenn sie den Menschen eine Gnade erweisen, wenn sie für gutes Geld eine Stellung annehmen. Und Deine neue Gesellschafterin wird wohl auch von der Sorte sein."

Die alte Dame machte ein unzufriedenes Gesicht. Sie teilte zwar innerlich die Ansicht ihres Sohnes, hatte aber schon so viele Erfahrungen mit ihren Gesellschafterinnen gemacht, daß es ihr gleich war, aus was für einer Familie dieselben waren, wenn sie nur überhaupt eine passende bekam. Mutter und Sohn glichen sich auffallend, dieselben dunklen Augen, dieselben geraden Nasen, dasselbe schmale Gesicht, derselbe kleine Mund, und die gleichen stattlichen Figuren. Nur hatte die alte Dame weißes Haar und einen scharfen Zug um den Mund, wie ihn der Schmerz oft zeichnet, der junge Herr aber dunkles, welliges Haar und einen spöttischen, übermütigen Zug im Gesicht.

„Wir müssen sehen, wie es geht," sagte die Baronin nach einer Pause beinahe seufzend, „Du bist ja so selten und dann immer nur auf kurze Zeit hier, da kann es Dir ja ziemlich gleich sein, wie die Dame ist."

Georg von Gräwitz lachte. „Immer derselbe Vorwurf, Mütterchen, es hilft aber leider nichts. Es ist hier zu furchtbar langweilig, und länger als acht Tage kann ich es hier unmöglich aushalten. Oder glaubst Du, daß Deine neue Gesellschafterin aus der Stadt der Intelligenzen ein Patent gegen Langeweile mitgebracht hat, dann sollst Du auch mich hier öfter sehen."

Das Rollen eines Wagens unterbrach den Baron in seiner Rede. „Ah, da kommt sie schon," rief er lebhaft aus und trat an ein Fenster. Verstohlen blickte er hinter der Gardine auf den eben vorfahrenden Wagen: „Ah, die sieht ja wie ein Waldmärchen aus," platzte er los. „Na, das wird gut werden; soll ich sie etwa gleich begrüßen gehen?"

„Nein, Georg, ich habe Marie beauftragt, sie auf ihr Zimmer zu führen; ich will das Fräulein erst morgen sehen; die Reise ist weit, und das Mädchen wird müde sein."

„Auch gut," murmelte der Oberleutnant. Dann warf er sich wieder in einen Sessel, streckte die Beine lang aus, gähnte und sah gelangweilt vor sich hin.

Auch die Baronin blieb stumm. Sie dachte an die neue Gesellschafterin. Ihres Sohnes Ausruf ging ihr durch den Kopf, und ein unbehagliches Gefühl stieg in ihr auf. Sie hatte seit ihres Mannes Tode schon eine große Anzahl Gesellschafterinnen gehabt. Die Jungen liefen ihr bald wieder aus der Einöde fort, und die Alten mußte sie fortschicken, weil sie gar bald sentimental wurden. Nun, die Gräfin hatte ihr Hedel von Felten ja als Unikum empfohlen, vielleicht ging es doch gut mit ihr, mochte das Mädchen dann immerhin von Familie sein und wie ein Waldmärchen aussehen.

Als Hedel aus dem Wagen stieg, wurde sie gleich von einer alten Frau in Empfang genommen, die sich ihr als Kammerfrau der Baronin vorstellte und sie bat, ihr auf ihr Zimmer zu folgen. Die alte Frau ging voran, und Hedel folgte ihr schweigend den breiten, teppichbelegten Treppenflur hinauf, der zu dem oberen Stockwerk führte, wo sich das für Hedel bestimmte Zimmer befand.

Es war ein hoher, freundlicher Raum, nicht elegant, aber behaglich eingerichtet, in den die Alte das junge Mädchen führte. Dort half sie ihr schweigend den Mantel abthun und teilte Hedel mit leisen Worten mit, daß die Frau Baronin bitten ließe, es sich recht bequem zu machen und heute noch auf ihrem Zimmer zu bleiben. Morgen früh um halb elf Uhr wünsche sie Fräulein von Felten dann bei sich zu sehen.

Dankbar empfand Hedel diese Rücksicht der Baronin, sie war am ganzen Körper wie geschlagen, und war froh, sich ausruhen zu können.

„Es war eine weite, beschwerliche Fahrt, und Fräulein wird müde sein, hier ist das Schlafkabinett." Bei diesen Worten zog die alte Frau einen breiten, dunklen Vorhang beiseite, und Hedel erblickte einen zweiten kleinen Raum, der als Schlafzimmer eingerichtet war. Dann verschwand die Dienerin mit einer leichten Verneigung.

Hedel von Felten blickte sich in dem fremden Raum, der nun ihr eigenes Heim werden sollte, um, und ein banges Heimweh nach ihrem lieben Zimmer in der einsamen Heimat ergriff sie. Energisch raffte sie sich auf, packte ihre Habseligkeiten aus und machte es

sich bequem zum Schlafengehen. Bald erschien die Kammerfrau wieder mit dem Abendessen. Hedel ließ es sich gut schmecken und trank mit wirklichem Behagen den warmen Thee, der sich wie frisches, warmes Leben durch ihren ganzen Körper ergoß. Die alte Frau hatte unterdessen das Schlafzimmer zurechtgemacht. Dann nahm sie das Tablett, wünschte gute Nacht und ließ Hedel allein. Mit behaglichem Gefühl streckte sich das junge Mädchen nun in ihrem Bett aus, und nach kurzer Zeit schlief sie fest ein.

Als Hedel am anderen Morgen erwachte, schien die Sonne schon hell in ihr Zimmer hinein. Erschrocken sprang sie aus dem Bette, wahrhaftig, sie hatte sich total verschlafen. Ihre Uhr zeigte halb zehn. Da klopfte es auch schon an die Thür. Es war die alte Marie, die Hedel das Frühstück brachte und sich anbot, bei der Toilette zu helfen. Als Hedel dankend ihre Hilfe ablehnte, verließ die Kammerfrau wieder das Gemach, indem sie noch sagte, daß die Baronin ihr den Auftrag gegeben hätte, das Fräulein um halb elf Uhr zu ihr zu führen.

Hedel frühstückte eilig, dann machte sie Toilette. Mitten im Kämmen hielt sie plötzlich inne und wurde blutrot — der Traum der vergangenen Nacht fiel ihr dabei ein. Was für dummes Zeug hatte sie doch geträumt. Sie stand auf einem hohen Felsen und blickte sehnsüchtig über das Meer hin. Da trat eine Männergestalt neben sie, beugte sich zu ihr herab und küßte sie innig. Dann steckte sie ihr einen Ring an den Finger und verschwand. Als Hedel den Ring noch betrachtete, stand plötzlich eine andere Gestalt neben ihr und verlangte, Hedel sollte den Ring in das Meer hinabwerfen. Hedel aber wollte nicht, da wollte ihr die Gestalt den Ring entreißen und kämpfte mit ihr. Hedel warf die Gestalt zu Boden und floh. Als sie nun aber den Ring betrachtete, da war er zu Eisen geworden und drückte sie so schwer, daß es ihr weh that. Sie versuchte, ihn nun abzuziehen, aber er war fest gewachsen, und eine Stimme sprach zu ihr: „Gieb dir keine Mühe, den mußt du tragen, so lange du lebst." Da drückte sie den Ring an die Lippen, und auf einmal war er wieder zu Gold. Hedel schrie darüber laut auf und erwachte.

„Wie kann man nur solch dummes Zeug träumen," sagte Hedel halblaut vor sich hin, und dann beeilte sie sich, mit dem Anziehen fertig zu werden. Eben war sie fertig, da kam die Alte, sie abzuholen.

„Ich bin bereit," sagte Hedel freundlich. Die alte Frau öffnete die Thüre, und Hedel folgte ihr etwas beklommen. Sie gingen eine Treppe zu dem ersten Stockwerk hinunter und durchschritten mehrere große Zimmer. Vor zwei mächtigen Flügelthüren blieb die Alte stehen.

„Die Frau Baronin erwartet das Fräulein hier in ihrem Salon," sagte sie mit leiser Stimme und zeigte auf die Thüre.

Das Blut stieg Hedel heiß in das Gesicht. Leise pochte sie an und trat ein.

Es war ein hohes Zimmer, fünffenstrig und mit feinem Kunstsinn ausgestattet. Aus den Fenstern hatte man einen prachtvollen Blick auf die hohen, schneebedeckten Alpen. Am obersten Ende des Salons befand sich eine Nische, die mit immergrünen Blattpflanzen ausgefüllt war. Neben dieser Nische stand ein sogenannter Diplomatentisch, und an demselben saß die Baronin von Gräwitz.

Hedel durchschritt den Raum und stand mit einer stummen Verbeugung vor der alten Dame. Ein Ausdruck tiefster Ueberraschung, ja beinahe der Bestürzung, trat in das Gesicht der Baronin, als sie die einfache, vornehme Gestalt Hedels vor sich sah. Sie hatte offenbar eine Dame erwartet, aber eine so liebliche Mädchengestalt keineswegs.

„Sie sind Hedwig von Felten?" fragte die Baronin nach einer Pause, in welcher sie Hedel unablässig betrachtet hatte.

Diese bejahte stumm mit einer leichten Verbeugung.

„Bitte, nehmen Sie Platz."

Die alte Dame deutete auf einen Sessel in ihrer Nähe. „Die Gräfin von Holberg, eine alte Bekannte von mir, hat Sie mir tief ans Herz gelegt, und ich wünsche, daß Sie sich hier behaglich fühlen möchten. Sie haben noch niemals eine Stellung gehabt?"

„So ist es, Frau Baronin."

„Sie sind auch noch sehr jung, ich fürchte fast, zu jung für unser einsames Leben hier."

„Ich bin bald dreiundzwanzig Jahre, Frau Baronin," erwiderte Hedel errötend, „und nach unserem Begriff kein zu junges Mädchen mehr."

Ein leises Lächeln glitt über das stolze Gesicht der alten Dame und verschönerte es wunderbar.

„In meinen Augen sind Sie aber noch ein sehr junges Mädchen," sagte sie lächelnd. „Uebrigens sehen Sie noch bedeutend jünger aus. Ich denke mir, Sie sind an Geselligkeit und frisches Leben gewöhnt, das kann ich Ihnen hier nicht bieten. Wir sind, wie Sie ja schon auf Ihrer Fahrt hierher gesehen haben, von jedem Verkehr so ziemlich abgeschnitten. Der einzige Besuch, der öfters unsere Einsamkeit unterbricht, wenn auch immer nur auf kurze Zeit, ist mein Sohn. Wie war Ihre Reise, doch gut?" fragte die Baronin plötzlich ablenkend.

„Bei einer so weiten Reise kann man nicht große Ansprüche machen," antwortete Hedel.

„Sie scheinen sich nach den Verhältnissen richten zu können, das gefällt mir," versetzte Frau von Gräwitz fast freudig. „Da hoffe ich denn, es wird Ihnen bei uns gefallen. Im Winter ist es zwar sehr einförmig, da wir gar keinen Verkehr mit der Außenwelt haben, weil die Nachbarn alle in der Hauptstadt leben. Der Sommer bringt mehr Leben, und die Großartigkeit der Natur ringsum, die sich immer gleich groß und prächtig bleibt, entschädigt reichlich für den Mangel an Geselligkeit. Ich hoffe, Sie lieben die Natur."

„Ich bin eine große Naturfreundin," entgegnete Hedel lebhaft.

Die Baronin nickte zufrieden: „Das ist gut. Die Bedingungen kennen Sie, zu denen Sie sich verpflichtet haben. Sie sollen mir Gesellschafterin und Stellvertreterin sein. Ihre Aufgabe soll sein, mich zu unterhalten, in der Oberaufsicht der Wirtschaft zu unterstützen, meine Korrespondenz zu besorgen und mir vorzulesen."

„Ich werde mein Möglichstes thun, um die Frau Baronin zufrieden zu stellen."

In diesem Augenblicke wurde die Thüre hastig geöffnet, und der Sohn des Hauses trat herein.

„Mein Sohn," stellte die Baronin den Oberleutnant Hedwig vor. Der Baron verneigte sich leicht, seine dunklen Augen aber blickten wie gebannt Hedel an. Und Hedel — wie ein Schreck öffneten sich ihre Augen weit, sie wurde blutrot und starrte den Baron wahrhaft entsetzt an. Wo hatte sie doch dieses Gesicht schon gesehen? Sie grübelte darüber nach, und plötzlich durchzuckte es sie wie ein Blitz, das war ja dasselbe Gesicht, was sie im Traum gesehen hatte. Stumm blickten sich die beiden Menschen an. Zum Glück meldete der Diener, daß das Frühstück serviert sei, sonst wäre der Baronin die sonderbare Pause wohl aufgefallen. Dies war Hedel von Felten ihr Eintritt auf Gräwitz.

(Fortsetzung folgt.)

In der Ferienzeit.

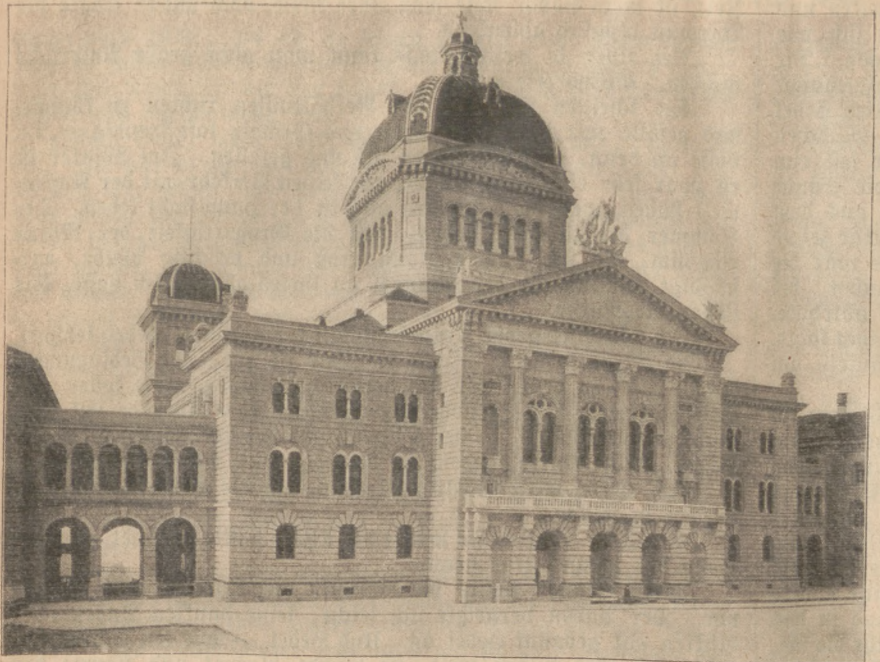
Novelle von C. H. von Jagorh. (Nachdruck verb.)

So war er denn wieder einmal daheim, zum erstenmal seit langen Jahren, der Herr Professor Joseph Wolter.

Warum ihn auf einmal die Laune gepackt hatte, die Ferien statt in der Schweiz oder Italien, wie er es doch sonst zu thun pflegte, in seiner stillen, grünen Waldheimat und dem kleinen Elternhaus zu verleben! Wer kann die Launen des Menschenherzens enträtseln? Der Herr Professor war, was man so in der Welt einen „feschen Kerl" nennt. Ein Mensch, der, ein echtes Kind seiner Zeit, mit sechsunddreißig Jahren schon alles, was das Leben an Gutem und Schönem bietet, in vollen Zügen genossen hatte.

Mitten in diesem glänzenden Strudel empfand er auf einmal eine Sehnsucht nach seiner alten Heimat, dem halbversteckten, kleinen Waldnest in den Tiroler Bergen. Er war durch das Leben verwöhnt und blasiert geworden, der berühmte Künstler, aber über eines kam er trotz all seiner Blasiertheit nicht hinweg, über die Liebe zu seiner Heimat. Er liebte das alte, kleine Nest; an jeden Baum, jeden Strauch knüpften sich für ihn tausend Erinnerungen. Er saß in dem kleinen Garten seiner Eltern, wo er als Knabe so oft herumgetobt war. Er atmete tief die klare, reine Herbstluft ein, und blickte mit strahlenden Augen auf die grünen, prächtigen Berge, die das alte, traute Nest, wie ein grüner Kranz umrahmten. Das Herz ging ihm auf und bei jedem Atemzug ging ein Stückchen seiner Blasiertheit mit fort. O, dieser prächtige Wald — der alte Heimatwald, wo er als Junge herumgestrolcht war, wo er seine ersten Malstudien heimlich gemacht hatte und dafür von seinem verstorbenen Vater, dem gestrengen Herrn Schulmeister, ein paar handfeste Ohrfeigen bekommen hatte. Dem alten Herrn war diese Pinselmanie seines einzigen Sohnes ein Greuel, der Sepp sollte Schulmeister werden, das war sein Wunsch. Der Junge heulte und bat, aber der Alte ließ sich nicht erweichen.

Da lief der Sepp eines Tages heimlich seinen Eltern davon. Der Junge hatte Glück, der Zufall führte ihn einem berühmten Meister in den Weg. Der erkannte des Knaben Talent und nahm sich seiner an. Freilich kamen wohl schwere Jahre der bittersten Entbehrung und der härtesten Kämpfe, aber er kämpfte sie durch. Er wurde ein tüchtiger Maler, beliebt und berühmt, und die Akademie zählte ihn zu ihren hervorragendsten Lehrern. Sein Ruhm und sein Bild „Meine Waldheimat," welches einen wahren Triumphzug durch die Welt gemacht hatte, und ihm die goldene Medaille seines Kaisers verschaffte, versöhnte die Eltern mit seinem Beruf. Sie starben stolz auf ihren tüchtigen Sohn.



Das neue Bundeshaus in Bern (Nordfront). (Mit Text.)

Er hatte damals das kleine Häuschen seiner Eltern gekauft, er wollte nicht, daß es in fremde Hände übergehen sollte. Er wollte es behalten als eine Art Friedenshafen in der lauten Welt. Alles war hier noch wie einstens bei den Eltern. Die alte Reserl, die schon lange bei seinen Eltern gearbeitet hatte, hatte er mit einer Pension in dem Häuschen wohnen lassen, sie sollte für ihn sorgen, wenn er einmal Lust hätte, einen Sommer oder Herbst da zu verleben. Nun saß er in der Epheulaube, die sein Vater selbst gezimmert hatte, und die Mutter mit Ephen bepflanzte, und blickte sinnend und träumend auf sein Heimatstädtchen, die dunklen Tannenwälder und den lustigen Gebirgsbach. — Jeden anderen Menschen hätte dieser Anblick auch begeistert und er hätte vielleicht ausgerufen, „welch prächtiges Fleckchen Erde!“ Ihn als Künstler, als echten Landschafter, packte die Schönheit der Gegend doppelt mächtig. Trunkenen Auges sog er dies herrliche Bild ein, ja sie war schön, seine geliebte Heimat — da störte ihn eine helle Mädchenstimme aus seinen Heimatträumen auf.

Nebenan im Nachbargarten, er gehörte der Witwe eines Arztes, schüttelte man Aepfel. Der Baum stand dicht an seinem Zaun und eine Anzahl Aepfel fielen in seinen Garten hinein. —

„Ach Himmel, wie schade, die schönsten fallen zum Schulmeister hinein,“ sagte bedauernd eine alte, etwas zitterige Stimme.

„Schad nichts, Tantel, die holen wir uns halt wieder,“ antwortete eine frische, klare Mädchenstimme lachend.

„Ja, wieder holen ist gut gesagt, „aber ich möchte nur wissen wie —“

„Nun, Tantel, das ist doch ganz einfach, man klettert halt über den Zaun und holt sie sich,“ erwiderte das Mädchen lustig.

„Aber Gretel — ich bitt Dich — das schickt sich für Dich alleweil nicht mehr!“ rief die Dame entrüstet.

Das junge Mädchen lachte hell auf. „Schickt sich nicht mehr für mich, Tantel!“ rief sie übermütig, „Du meinst, eine Lehrerin von zwanzig Jahren dürfte nicht mehr über Zäune klettern? — Wenn meine Schülerinnen mich so sehen würden, dann gäbe es allerdings ein Gaudium, so aber, es sieht mich ja hier keine Katze, außerdem sind jetzt Ferien und ich bin augenblicklich gar nicht Lehrerin, sondern Deine unnütze Großnichte Grete Wirth. Sieh doch nur einmal über den Zaun, Tantel, es wäre doch ein Jammer, wenn die Aepfel da liegen blieben.“

Der Professor Wolter drückte sich tief in die Ecke der Laube hinein, so daß ihn niemand sehen konnte und blickte neugierig nach dem Zaun hin.

Da wurde drüben erst ein altes, schönes Frauengesicht mit schwarzem Häubchen und schneeweißen Locken sichtbar, Sepp Wolter kannte dieses Gesicht sehr gut, es war ja die alte Frau Doktor Wirth, der er als Kind gar manchen Apfel aus dem Garten gemaust hatte. Sie war keine Tirolerin, die alte Dame, sondern aus dem fernen Schlesien in seine Waldheimat gekommen, aber sie liebte ihre neue Heimat innig und deshalb blieb sie auch nach ihres Mannes Tode da leben.

Und dicht neben der alten Dame tauchte ein junges, hübsches Mädchengesicht auf, krauses, blondes Haar, blaue, strahlende Augen, eine kecke Stumpfnase und ein paar schelmische Grübchen; so sah das junge Mädchen aus und Sepp meinte, noch nie etwas Frischeres und Lieblicheres gesehen zu haben.

„Nun, Tantel, wär's nit ein Jammer,“ fragte das junge Mädchen lebhaft.

„Ja, ja, Gretel — aber Kind — es schickt sich doch eigentlich nicht, anderen Leuten in den Garten zu steigen, obgleich der, dem der Garten jetzt gehört, in meinen Garten oft genug als Knabe geklettert ist. Die schönsten Aepfel hat der Schlingel mir immer wegstibitzt. Uebrigens ist er ja gar nicht da.“

„Wem gehört denn der Garten, Tantel.“

„Dem Professor Joseph Wolter, weißt Du, er wohnt jetzt drüben in Deutschland —“

„Dem! — aber Tantel, das ist ja furchtbar interessant. Wenn Du wüßtest, wie ich für dem seine Bilder schwärme. Siehst Du, das ist keiner wie die Modernen, deren Bilder man getrost an den Stefansturm hängen kann, ehe man den richtigen Begriff davon bekommt. Der malt die Natur,



Des Försters Töchterlein. Nach dem Gemälde von O. Gräf. (Mit Text.)
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

Ein guter Fang oder: Wer hat gewonnen?

Von C. Heine.



Die beiden Professoren Grübler und Hirndampf haben miteinander eine Forschungsreise nach Afrika unternommen. Dort eingetroffen, begeben sie sich sofort nach einem am Rande des Urwaldes gelegenen Negerdorf, wo sie Unterkunft finden.



Am andern Morgen beginnt sofort ihre Thätigkeit. „In erster Linie," sagt Hirndampf, „haben wir versprochen, einen ausgewachsenen Gorilla lebend für den zoologischen Garten in Dingsstadt mitzubringen — das wird eine kritische Aufgabe werden."



„Ich meinerseits," antwortet Grübler überlegen, „werde, als Erfinder der neueren Affensprache, natürlich eine mir schon längst ausstudierte Methode befolgen. Sie sollen einmal sehen, wie lustig das geht, der Gorilla wird mir gutwillig folgen, wenn ich ihn anrede."



„Na na — Herr Kollege —" lächelt Hirndampf geringschätzig, „mit Ihrer Affensprache! Theorie, nichts als Theorie! Ich halte die Sache einfacher und werde mit Hilfe der Eingeborenen, die sich doch wohl darauf verstehen, einen Gorilla fangen."



„Thun Sie, was Sie nicht lassen können," entgegnet Grübler pikiert. „Das beste ist, wir trennen uns und jeder sieht, wie er zum Ziele kommt. Ich wette, daß ich es vor Ihnen erreiche, tausend Mark." — „Topp! ich halte Wette," sagt Hirndampf und sofort beginnt die Arbeit.



Professor Grübler, Erfinder der neueren Affensprache, hat sich, etwas verkleidet, in den Urwald begeben und beginnt dort, diverse Affenlaute von sich zu geben. Er wartet, lauscht und lockt wieder — aber kein Gorilla kommt.



Plötzlich sieht er sich von einer Anzahl kräftiger Eingeborener umringt, gefesselt und — trotz lebhaften Protestes davongeschleppt.



Er wird nun dem in der Nähe wartenden Professor Hirndampf, welcher die Leute zum Gorillafang angeworben, unter Triumphgeschrei zugeführt.



Die anfängliche große Freude Hirndampfs über die gewonnene Wette, und den Sieg seines Systems, wird aber jäh unterbrochen, als der vermeintliche Gorilla sich als sein Kollege und Reisegefährte Grübler entpuppt.

wie man sie vor Augen hat und wie sie zum Menschenherzen spricht. Und der Garten gehört also ihm? Ist er denn hier geboren?"

„Ja, er ist der Sohn unseres seligen Schulmeisters, die Eltern waren prächtige Leute, fromm, fest und treu, der Sohn aber — na, er soll jetzt ja ein berühmtes Tier sein, als Junge taugte er keinen Kreuzer."

„Warum, Tantel! Etwa weil er Dir Deine Aepfel weggemaust hat?" frug das junge Mädchen lachend.

Die alte Dame schüttelte energisch den Kopf. „Nein, mein Gretel!" sagte sie lächelnd, „nicht wegen meiner Aepfel, — aber der Schlingel wollte absolut nichts lernen, schwänzte die Schule, wo er nur konnte, und trieb sich dafür in den Bergen umher. Das machte seinen Eltern viel Kummer und schließlich lief er ihnen sogar auf und davon."

„Weil er Schulmeister werden sollte, ich habe es einmal in einem Blatt gelesen," unterbrach Grete Wirth ihre Großtante lebhaft. „Er hat wohl sein Talent in sich gefühlt und deshalb kniff er aus. Die Eltern müssen doch viel Freude an ihm gehabt haben, und stolz auf ihn gewesen sein, solch ein echter Künstler, wie der ist."

„Sind seine Eltern auch später, aber er war doch lange ihr Sorgenkind. Nach dem Tode seiner Eltern hat er das Häuschen und den Garten gekauft, die alte Rahel dahineingesetzt und alles darin gelassen, wie es war. Es hieß, er wollte ab und zu die Ferien hier verleben. Bis jetzt ist er aber noch mit keinem Fuße seit dem Tode der Eltern hier gewesen. Er ist wohl zu verwöhnt worden von der großen Welt und seine Heimat ist ihm zu langweilig, zu klein und zu wenig reizvoll."

„Nein, Tantel, das glaube ich nicht," erwiderte Grete Wirth lebhaft. „Ein Künstler, der seine Bilder so gewissermaßen mit der Seele auffaßt, der muß auch eine Seele haben, und wer die Heimat je vergessen kann, und noch dazu eine solche Heimat, der hat keine Seele. Im Gegenteil, seine Kunst hat ihre Wurzel hier in seiner Heimat, ich habe mich oft gefragt, woher seine Bilder so frisch, kräftig und duftig sind. Jetzt, nun ich weiß, woher er stammt, verstehe ich erst seine Bilder ganz. Es ist etwas darin von dem frischen Waldesduft, der reinen Bergluft und der treuen, frommen, festen Art der Tiroler. Nein, Tantel, dieser Mann, der dem kleinsten Baum Reiz abgewinnen kann, ist mit ganzer Seele mit seiner Heimat hier verwachsen. — Wer weiß, was er für einen Grund hat, von der Heimat fern zu bleiben."

Dem Lauscher wurde es sonderbar warm um das Herz, noch nie hatte er eine Frau kennen gelernt, die seine Bilder so verstand. Am liebsten wäre er hervorgestürzt und hätte gerufen: „Du hast recht!"

Die alte Dame brachte ihn wieder mit seinem Herzen und seinem Verstand ins Gleichgewicht. „Meine Güte, Kind! Du ereiferst Dich ja ordentlich für den Professor, kennst Du ihn vielleicht gar?" frug sie verblüfft. —

„Nein, ich habe ihn nie gesehen, ich gäbe aber, ich weiß nicht was darum, wenn ich ihn einmal sehen und kennen lernen könnte. Es muß ein ungewöhnlicher Mensch, eine originelle, gewaltige Natur sein. Seine Bilder üben einen großen Zauber auf mich aus, ich werde wie berauscht, wenn ich mich da hinein versetze, und dann wieder kommt eine köstliche Stille und Ruhe über mich, so eine Empfindung, als würde meine Seele durch liebliche Musik eingelullt. Seine Bilder sprechen zu mir, wie liebe Menschen."

„Kind, Kind, bewahre! so habe ich Dich ja noch nie reden hören, Du schwärmst ja ordentlich. Gut, daß der Herr Professor seine Heimat ignoriert. Wenn Du seine Bilder schon so anschwärmst, dann gäbe es ein Unglück, wenn Du ihn je kennen lernen würdest. Es ist ein schöner Mann, eine jener Männergestalten, denen es leicht wird, die Frauenherzen im Sturm zu erobern. Er ist gewohnt zu siegen. Künstler sind Schmetterlingsnaturen, und Du bist mir zu lieb als Spielzeug für Künstlerlaunen."

„Ach Tantel," unterbrach das junge Mädchen die alte Dame lachend, „was reden wir für dummes Zeug zusammen. Mir würde der Herr Professor nie gefährlich werden, wir Lehrerinnen sind gefeit gegen Kurschneidereien; siehst Du, das ist das Glück, wenn man Selbständigkeit erworben hat, die Männer sehen einen als Respektspersonen und gute Kameraden an, aber nie als Heiratskandidatinnen. Der Herr Professor würde mich unbedeutendes Persönchen überhaupt gar nicht sehen, selbst wenn er hier im Garten vor mir stände. Das soll mich aber nicht abhalten, für seine prächtigen Bilder weiter zu schwärmen, und jetzt aus seinem Garten unsere Aepfel zu holen." Und mit fröhlichem Lachen sprang Grete Wirt über den Zaun. —

„Aber Gretel!" rief die alte Dame entrüstet, und dann lief sie so schnell sie konnte, ihrem Hause zu, als ob sie von diesem Streich ihrer Großnichte nichts sehen wollte.

Das junge Mädchen blickte ihr lachend nach, dann fing sie fröhlich an zu singen, kniete auf den Rasen hin und sammelte eifrig die schönen, roten Aepfel auf. Der Professor sah sich das Bild vor ihm mit Künstleraugen an. Wie frisch und hübsch das ganze Menschenkind war, das da in seinem Garten lustig singend Aepfel sammelte. Die krausen, blonden Haare der Sammlerin glitzerten wie Gold im Sonnenschein, das helle Kleid hob sich wirkungsvoll von dem dunklen Rasen und den roten Aepfeln ab; es war ein recht harmonisches Bild, so wie der Herr Professor es liebte. Er hielt es nicht länger in seinem Laubenversteck aus. Leise stand er auf und näherte sich Grete, diese war so vertieft in ihre Arbeit, daß sie seinen Schritt nicht hörte. Erst als er sagte: „Darf ich Ihnen etwas helfen," sah sie auf, sprang erschrocken in die Höhe, daß ihre ganzen Aepfel wieder auf den Rasen fielen, und blickte den Professor mit großen, entsetzten Augen an.

Er verbeugte sich lächelnd und sagte liebenswürdig: „Darf ich mich Ihnen als Eigentümer des Gartens vorstellen."

Grete wurde wie mit Blut übergossen. Er hat alles gehört, flog es ihr durch den Kopf. „Ach, Herr Professor, Sie, Sie haben alles gehört," stieß sie verlegen hervor.

„Ja, ich habe alles gehört," sagte er lachend, dann aber setzte er leise hinzu: „Ich, ich danke Ihnen, es hat mich sehr, sehr glücklich gemacht, so verstanden zu werden; es ist ja —"

„Gretel, mein Himmel, Gretel, wo bist Du?" rief die Frau Doktor mit aller Lungenkraft in ihrem Garten und unterbrach dabei den Professor in seiner Rede.

„Ach! Die Großtante!" Grete fuhr erschrocken, wie auf einer bösen That ertappt, zusammen; ohne sich nun um den Herrn Professor weiter zu kümmern, sprang sie mit einem Satz in den Garten der Großtante hinüber und flog, wie ein gejagtes Reh der alten Dame entgegen.

„Wo hast Du denn die Aepfel?" frug die Frau Doktor verwundert, als Grete mit glühenden Wangen vor ihr stand.

„Die, die liegen noch alle drüben im Garten," stotterte Grete.

Die alte Dame schüttelte den Kopf, daß ihre Haubenbänder wie ein Perpendikel hin und her flogen, „drüben zu sein und sie liegen zu lassen, zu dumm," sagte sie ärgerlich.

Grete bekam zwar einen noch röteren Kopf, als sie schon hatte, sie schielte heimlich nach der Stelle, wo der Professor gestanden hatte, aber sie sagte der alten Dame nichts von dem Vorgefallenen, sie fürchtete, die Großtante zu sehr zu erregen.

Am Nachmittag wurde die alte Dame aber doch ziemlich außer Fassung gebracht, da kam nämlich der Herr Professor Joseph Wolter, machte seiner Nachbarin einen Besuch und brachte einen ganzen Teller schöner, roter Aepfel mit. — Die alte Dame war so verwundert und gerührt über die Aepfel und den Professor, daß sie ganz vergaß, über die sonderbare Geschichte nachzudenken, daß Grete die Aepfel holen ging und nicht brachte, der Professor plötzlich ankam und sie ihr präsentierte.

Die braven Menschenkinder aber hüteten sich, ihr etwas davon zu erzählen, sie freuten sich, zusammen ein Geheimnis zu haben. Der Herr Professor eroberte sich im Sturm das Herz der alten Frau Dokter, selbst seine Attacken auf ihren Apfelbaum in seiner Knabenzeit vergab sie ihm.

„Es ist doch ein herziger Mensch, der Sepp," pflegte sie täglich zu sagen, „wenn er auch so ein berühmter Professor ist, findest Du nicht auch, Gretel."

Die aber schwieg, obgleich ihr Herz sehr lebhaft in diese Worte mit einstimmte, denn das hatte er sich ebenfalls im Sturm erobert, der berühmte Herr Professor. Und wenn die kluge Grete auch alle Vernunftgründe dagegen sprechen ließ, ihr ganzes Herz gehörte ihm doch. — Wo man aus tiefster Seele liebt, da kommt die Vernunft nicht zum Wort. Sie wurde immer stiller, immer empfindlicher und die alte Dame betrachtete sie oft kopfschüttelnd, sie verstand Grete gar nicht mehr, sie war doch so gern Lehrerin, wie konnte sie nur so traurig sein, daß die Ferien zu Ende gingen. Die Frau Doktor war eine kluge Frau, aber über den Kummer ihrer Großnichte machte sie sich ein falsches Bild.

In des Professors Herzen sah es auch recht sonderbar aus. Himmelhoch jauchzend — mißmutig, glückselig — verzweifelt — mit einem Wort, der berühmte Herr Professor hatte sich in Gretel Wirt so gründlich verschossen, wie er es seit seiner Jünglingszeit nie wieder gethan hatte. Sein Lebensstern, sein Ideal hieß Gretel. Die Frauen hatten in seinem Leben immer eine große Rolle gespielt. Er war von ihnen verwöhnt und angehimmelt worden bis zum Ueberfluß. Du liebe Zeit, er war ein berühmter Künstler, ein schöner und liebenswürdiger Mann, da war es doch kein Wunder, wenn er angeschwärmt wurde. Er hatte genommen, was ihm das Leben bot und wie im Rausch dahingelebt, aber sein Herz war immer leer dabei ausgegangen. Tief im Herzen drin hatte er sich ein Frauenideal erhalten. Dieses Ideal bestand in einer Frau, die sein Streben und Arbeiten verstand, und ihm wie ein treuer Kamerad darin zur Seite stehen mußte, aber dennoch stets und immer dabei die hingebende, liebevolle und sorgende Weib für ihn blieb. In Gretel Wirth glaubte er dieses Ideal gefunden zu haben, es war ihm oft, wenn sie miteinander ihre Gedanken aus-

tauschten, als ob er in ihr die Hälfte seiner Seele wiederfand. Aber sonderbar, er, der siegesgewisse, berühmte Mann war diesem schlichten Mädchen gegenüber von einer wunderlichen Zaghaftigkeit, er konnte nicht sagen, wie es ihm ums Herz war, so oft er es sich vornahm. Dabei verstrich die Zeit und Gretels Ferien neigten sich zu Ende, nur noch ein paar Tage, dann mußte sie in ihre Schulstube zurück.

Da kam endlich der Tag, wo der Professor Worte für seine Liebe fand. — Er stand in seinem Garten und blickte sehnsüchtig zu Doktors hinüber, da kam Grete in den Garten, bei dem Apfelbaum blieb sie plötzlich stehen, schlang ihren Arm um den Baumstamm, lehnte sich mit dem Gesicht daran und weinte bitterlich. — Das war zu viel für Joseph Wolter, mit einem Satz war er über den Zaun hinüber, und ehe es Gretel merkte, hielt er sie fest in seinen Armen, nannte sie ein über das andere Mal sein Lieb, sein Glück, sein Leben und küßte ihr die Thränen von den Augen weg.

Gretel sagte kein Wort, aber sie ließ den alten Baumstamm los und schmiegte sich mit glücklichem Gesicht an den Professor an.

„Gretel, mein Gretel," jubelte der Professor laut durch den Garten. — Mit diesem Jubelruf störte er die Frau Doktor aber aus ihrem schönsten Nachmittagsschlaf auf, ärgerlich trat sie an das Fenster und blickte in den Garten, da war es aber mit ihrer Fassung aus, denn dort sah sie ihre Großnichte Grete Arm in Arm mit dem Professor stehen und die zwei sahen und hörten von der ganzen Welt nichts.

„Also doch, und ich habe sie so gewarnt," sagte sie laut, und dann wollte sie hinaus eilen, aber ihre Füße waren wie gelähmt vor Schreck, sie brachte sie nicht von der Stelle.

Seufzend setzte sie sich hin und wartete der Dinge, die da kommen würden. Sie brauchte nicht lange zu warten, denn bald standen sie vor ihr, die beiden Glücklichen und holten sich ihren Glückwunsch und Segen.

„Nein, wie ich das finde, wie ich das finde," war alles, was die Frau Doktor herausbringen konnte, und dann umarmte sie mit feuchten Augen die zwei. Lachend erzählten sie ihr dann, wie sie sich zum erstenmal gesehen hatten und nun begriff sie, daß Gretel damals die Aepfel hatte liegen lassen.

„Das kommt von Deinem Uebermut," sagte die alte Dame zu ihrer Großnichte, „die Geschichte hätte schön ablaufen können."

Die beiden aber lachten sie herzlich aus, sie nennen den Apfelbaum ihren Heiratsvermittler.

Die Herren Kollegen und schönen Damen der alten Kunststadt machten große Augen, als der Herr Professor Joseph Wolter von seiner langen Ferienreise in seine Heimat kein einziges Motiv mitbrachte, dafür aber eine hübsche, junge Frau. Ob er glücklich war, das brauchte man ihn gar nicht zu fragen, denn das Glück strahlte aus seinen Augen so hell, daß es auch ein Blinder sehen konnte.

Die Menschen zerbrachen sich fast den Kopf darüber, wie er wohl seine Frau kennen gelernt hat, wenn sie wüßten, wodurch er sein Glück fand, sie würden es doch nicht glauben. Die Geschichte ist ja zu unromantisch.

Gerettet durch „Berliner Blau."

Zur Zeit, als Bonapartes Scepter in Hamburg regierte, wurde ein geborener Hamburger zum Polizei-Kommissär ernannt. Er war dies mehr gezwungen, als freiwillig. Aber der Umstand, daß er fertig französich, italienisch und englisch sprach und die nur durch zu viele traurige Thatsachen bestätigte Erfahrung: wie große Verwirrungen und Verwickelungen ein schlechter Dolmetsch zwischen Freund und Feind anrichten kann, ließ ihn eine Stellung annehmen, die ihn unzählige Male in die Lage brachte, Zusammenstöße zwischen den einheimischen Bewohnern und den feindlichen Soldaten zu verhindern. Er war ein guter Patriot, unterdrückte seine innersten Gefühle, um unter der Maske der Franzosenfreundlichkeit seinen Landsleuten nützen zu können, wo es in anderer Weise eine Unmöglichkeit gewesen wäre. Er genoß das Vertrauen seiner französischen Vorgesetzten und dieses Vertrauen benutzte er in einer Weise, daß er noch lange nach seinem Tode bei vielen Hamburger Firmen sich eines guten Andenkens erfreute.

Bekanntlich hatte Napoleon das Verbot erlassen, daß keine englischen Waren den Hamburger Boden berühren dürften. An den Thoren der Stadt war die strengste Wachsamkeit und man konnte die französische Polizei wirklich mit dem Namen „Spürhunde" bezeichnen. Sie hatte ihre Augen, wo sie niemand vermutete, und mit einem seltenen Scharfsinn wußte sie verborgenen Waren nachzuforschen. Diejenigen Hamburger Geschäftshäuser, die noch englische Waren von früher lagern hatten, und diejenigen, die trotz der Androhung der Todesstrafe auf geheimen Wegen dergleichen nach wie vor bezogen, hatten alle Schlauheit aufzuwenden, um unentdeckt zu bleiben. Es wurden nächtliche Visitationen angestellt und kein Kaufmann war sicher davor, daß nicht, wenn er in tiefster Ruhe lag, mit Gewehrkolben an sein Haus geschlagen und er zum Oeffnen seiner Lokalitäten gezwungen wurde. Er mußte es sich gefallen lassen, daß seine ganzen Warenspeicher durchwühlt wurden, und konnte nicht Beschwerde führen oder verlangen, daß ihm der Name des Denunzianten genannt werde. Das Denunziantenwesen spielte eine große Rolle; viele dieser Angebereien liefen auf bloße Chicane hinaus.

Eine solche war es auch, welche unsern Polizei-Kommissär eines Nachts zwang, aus dem Bette aufzustehen und mit den Gendarmen eine Visitation anzustellen. Sie betraf einen armen Krämer. Der Mann hatte sich verleiten lassen, aus dem Dänischen eine Quantität Kaffee einzuschmuggeln. Der Kaffee wurde vorgefunden — der Mann wurde abgeführt, am andern Tage ausgepeitscht, und während man sein Weib und Kind aus dem Altonaer Thore jagte, mußte er aus dem entgegengesetzten, aus dem Steinthore, hilflos und elend sein Leben retten.

Von einer anderen Visitation erhielt der Polizei-Kommissär noch rechtzeitige Kenntnis. Eine angesehene Firma stand im Verdacht, fort und fort, und zwar auf ganz rätselhafte Weise, Ladungen von echtem Indigo aus England zu beziehen. Auch diese sollte ertappt werden. Hierzu suchte man des Kommissärs Aufmerksamkeit ganz besonders in Anspruch zu nehmen, indem seine französischen Kollegen naiv zugestanden, sie hätten noch nie Indigo gesehen und kennten es nicht.

Auf diese glückliche Unkenntnis gründete der Kommissär einen Plan, der dem Chef des verdächtigen Hauses das Leben rettete. Er ging zu ihm und setzte ihn von dem, was ihm bevorstand, in Kenntnis. In höchster Bestürzung gesteht der Kaufmann, daß der Verdacht der Polizei kein unbegründeter sei, und er geriet in volle Verzweiflung. Die Fässer der verbotenen Farbe standen verborgen im Keller und dieser Ort war — verraten.

„Hier läßt sich nichts anderes thun," sagte der Kommissär zu dem Handelsherrn, „als daß Sie eiligst auf sämtliche Indigofässer eine Schicht Berliner Blau ausbreiten lassen und die gesamte Ware aus dem Versteck nehmen und frei hinstellen — für das übrige werde ich sorgen."

Bei der Visitation konnte nun der Kommissär zu den französischen Amtskollegen mit gutem Gewissen sagen, daß das, was sie vor sich hätten, nichts als Berliner Blau sei. Die Herren Franzosen machten lange und enttäuschte Gesichter, zogen aber ab, denn Berliner Blau war ein inländisches Fabrikat und erlaubter Handelsartikel. Wie diesen, so rettete dieser Kommissär viele Hamburger Kaufleute vom Verluste ihres Lebens und Vermögens. Sein Name ist verschollen, aber sein Andenken lebt heute noch in jenen Familien als ein gesegnetes Gedenken fort. E. L.

Abendfeier.

Wie ist der Abend so traulich,
Wie lächelnd der Tag verschied;
Wie singen so herzlich erbaulich
Die Vögel ihr Abendlied!

Die Blumen müssen wohl schweigen,
Kein Ton ist Blumen beschert;
Doch, stille Beter, neigen
Sie alle das Haupt zur Erd'.

Wohin ich gehe und schaue
Ist Abendandacht. Im Strom
Spiegelt sich auch der blaue,
Prächtige Himmelsdom.

Und alles betet lebendig
Um eine selige Ruh',
Und alles mahnt mich inständig:
O Menschenkind, bete auch du!

C. J. P. Spitta.



Das neue Bundeshaus in Bern. Aus grünen Gärten am Aare-Ufer erhebt sich über alten, dunkelbraunen, echt bernischen Holzhäusern auf massigem Terassenmauerwerk der stolze Bau des neuen schweizerischen Parlamentsgebäudes, dessen feierliche Einweihung am 1. April erfolgte. Das neue Gebäude, das nunmehr die zwei bisherigen Bauten der Bundesversammlung und Verwaltung zu einem Ganzen verbindet, wurde während der letztvergangenen acht Jahre mit einem Kostenaufwand von mehr als acht Millionen Franken errichtet. Von den auf das Ausschreiben hin eingelaufenen Entwürfen wurde der mit dem zweiten Preis bedachte des Schweizer Architekten Hans Auer zur Ausführung angenommen. Im ganzen zeigt sich der Bau als das Werk eines ausgereiften, auf der Höhe stehenden Künstlers, der seinen Landsleuten damit ein Nationaldenkmal von hervorragender Bedeutung schuf, das dem Schweizervolk stets ein Symbol der Einheit und Zusammengehörigkeit sein wird. Im Innern betritt man vom Haupteingang her die große Treppenanlage des Vestibüls unter dem Kuppelbau, über die man in die Korridore und Sitzungssäle gelangt. Hier wie in der Wandelhalle und teilweise auch im großen Parlamentssaale fällt dem Beschauer nächst der wunderbaren Harmonie der Architektur vor allem die ausgedehnte Verwertung und Kombination der verschiedenen Gesteinsarten und ihrer verschiedenen Farbentöne auf, so daß durch diese geniale Benutzung ursprünglichster Mittel auch in der dekorativen Wir-

kung eine Gesamtharmonie erreicht wurde, die sich kaum übertreffen läßt. Nebenbei sei bemerkt, daß diese Kuppelhalle eine ganz ähnliche akustische Klangwirkung aufweist wie die vielbesuchte Befreiungshalle bei Kelheim. Diese Eigentümlichkeit kann besonders um die stille Mittagszeit wahrgenommen werden; stellt sich nämlich jemand annähernd unter den Mittelpunkt der Kuppel und läßt da auf irgend eine Art einen Accord erklingen, so tönt es wie ein mächtiger Orgelklang durch den Raum, und nach zehn Minuten noch sind die allmählich verklingenden Töne vernehmbar. Im Aeußeren präsentiert sich das Bauwerk insofern als Unikum, als es sich auf seiner Südfront auf der eingangs erwähnten hohen gemauerten Terrasse aufbaut und mit seinen massigen und doch edeln Formen das weite, offen davorliegende Gelände beherrscht. Von dieser Terrasse bietet sich die herrlichste Fernsicht. Ueber die alten Holzhäuser, die sich friedlich um den Fuß des gewaltigen Mauerwerks der ersteren schmiegen, über die grünen Gärten und die Schlangenlinien der Aare, über Hügel und Felder schweift der Blick hinüber zu den im blendenden Glanze ewigen Schnees strahlenden Bergen des Berner Oberlandes, und dieses Gesamtbild verfehlt nicht, im Herzen des Beschauers tiefen und nachhaltigen Eindruck zu hinterlassen.



Erbgroßherzog Wilhelm von Luxemburg.
(Mit Text.)

Des Försters Töchterlein. Der Maler O. Gräf zeigt uns auf seinem Bildchen: „Des Försters Töchterlein," wie man's machen muß, wenn man eine von des Herrn Försters Rosen haben will. Da muß, wie es scheint, sehr dringlich gebeten und geworben werden, — aber wenn die Rosi auch noch zaudert, — Röslein und Rose sind doch allem Anschein nach so gut wie Dein — Du festzufassender Jager-Loisl!

Erbgroßherzog Wilhelm von Luxemburg. Im Großherzogtum Luxemburg ist ein Regierungswechsel eingetreten, denn mit Rücksicht auf sein hohes Alter hat sich Großherzog Adolf veranlaßt gesehen, die Regentschaft seinem Sohne, dem Erbgroßherzog Wilhelm, zu übertragen. Am 24. Juli 1817 geboren, war der Großherzog in erster Ehe vermählt mit der Großfürstin Elisabeth von Rußland, die ihm 1845 durch den Tod entrissen wurde, und in zweiter Ehe führte er die Prinzessin Adelheid von Anhalt heim. Nur zwei Kinder entsprossen diesem Bunde, der Erbgroßherzog Wilhelm, seit 1893 vermählt mit der Prinzessin Maria Anna von Portugal, und Prinzessin Hilda, seit 1885 Gemahlin des Erbgroßherzogs Friedrich von Baden. Die Ehe des jetzigen Regenten von Luxemburg, der am 22. April sein fünfzigstes Lebensjahr vollendete, ist mit fünf Töchtern gesegnet; seine Gemahlin zählt 41 Jahre.

Allerlei.

Herausgeredet. Die alte Erbtante: „Von Dir muß ich ja schöne Sachen hören; Deinem Schneider hast Du gesagt, Du würdest ihn bezahlen, sobald wie ich die Augen geschlossen hätte!" — Neffe: „Natürlich, Tantchen, ich hatte dabei den Wunsch, daß der niederträchtige Kerl noch fünfzig Jahre warten müßte!"

Das genügt. Bewerber: „Ich bin ein sehr tüchtiger Barbier und möchte Sie um Beschäftigung bitten." — Barbier: „Das thut mir leid, Sie sind ja kahlköpfig. Ein Kunde würde Sie ja auslachen, wenn Sie ihm mein Barterzeugungsmittel anpreisen wollten." — Bewerber: „Ja, das ist wahr; aber ich könnte ja sagen, ich hätte das benutzt, welches Ihr Konkurrent da drunten verkauft." — Barbier: „Daran hatte ich noch gar nicht gedacht; es ist gut, Sie sind engagiert!"

Berechtigtes Bedenken. König Heinrich VIII. von England und Franz I. von Frankreich waren zwei Fürsten von aufbrausendem Wesen. Als daher einst Heinrich seinen Kanzler Thomas Moore in einer ärgerlichen Streitsache an Franz I. schicken wollte, meinte Moore, daß er fürchte, er werde seinen Kopf verlieren, wenn er dem französischen Könige eine verdrießliche Meldung überbringe. — „Fürchtet nichts," sagte Heinrich zu seinem Kanzler, „wenn Franz Euren Kopf abschlagen läßt, so werde ich meinerseits jeden Franzosen, der sich in meiner Gewalt befindet, ebenfalls um einen Kopf kürzer machen lassen." — „Ich bin Eurer Majestät sehr verbunden," versetzte Moore lächelnd, „zweifle aber sehr, ob einer der Köpfe auf meine Schultern passen würde." K.

Beaumarchais und der Höfling. Der französische Lustspieldichter Beaumarchais (1732—1799), der berühmte Verfasser des „Barbier von Sevilla" und der „Hochzeit des Figaro" war der Sohn eines Uhrmachers und mußte anfangs das Geschäft seines Vaters, obwohl er wenig Lust dazu hatte, erlernen. Als er später schon berühmt und Lehrer der Töchter des Königs Ludwig XV. geworden war, ging er eines Tages mit den Prinzessinnen und dem Marquis von Ballwi in dem königlichen Garten spazieren. Der Marquis, welcher den Dichter um sein Ansehen beim Hofe beneidete, beschloß, ihn aufzuziehen und zog eine kostbare Uhr aus der Tasche, welche er Beaumarchais überreichte mit den Worten: „Sehen Sie doch, Herr Beaumarchais, was meine Uhr hier für einen Fehler hat, daß sie immer zu spät geht. Sie müssen das doch verstehen!" Der Dichter nahm gleichgültig die Uhr, betrachtete sie aufmerksam und ließ sie plötzlich, wie durch Zufall, auf die Erde fallen, so daß sie zertrümmerte. Außer sich rief der Marquis: „Herr, was sind Sie für ein ungeschickter Mensch!" — „Das sagte mein Vater auch," entgegnete Beaumarchais ruhig, „er behauptete; daß ich für sein Geschäft gar nicht tauge, darum entschloß ich mich auch, ein Dichter zu werden, und Sie wissen wohl, Herr Marquis, wie gut es mir gelungen ist, in meinen Stücken eingebildete Thoren zu schildern, die sich für bedeutend halten, weil sie die Kunst verstehen, die Nase hoch zu tragen und den Mund voll zu nehmen." Die Prinzessinnen lachten, dem Marquis aber blieb nichts übrig, als seine zerbrochene Uhr aufzuheben und seinen Aerger zu verbeißen. W.

Gemeinnütziges

Tintenflecke zu entfernen. Man reibe Terpentin auf Seide, Wolle und Baumwolle und die Tintenflecke verschwinden.

Schnecken zu vertreiben. Wir machten früher darauf aufmerksam, daß das Ausstreuen von ungelöschtem, feinem Kalkstaub bei trockenem Wetter ein gutes Mittel sei, Schnecken von Gartenpflanzen abzuhalten. Man schreibt uns, daß das Anlegen von schmalen, mit Vitriol bestrichenen Latten ebenfalls ein sicheres Mittel sei, um jene Schädlinge fernzuhalten. Letzteres Mittel soll sich auch gegen Ameisen wirksam erweisen.

Gegen Rheumatismus. Die Blüten der Roßkastanie haben eine wahrhaft wunderbare Kraft, den Rheumatismus zu heilen. Man pflückt die Blüten, wenn sie eben in ihrer ersten Schönheit stehen, schneidet sie in kleine Stückchen, bringt sie in eine Flasche und gießt darauf 90gradigen Spiritus. Dann läßt man die fest verschlossene Flasche 2—3 Wochen hinter einem Fenster in der Sonne stehen und gießt dann die Flüssigkeit ab. Dieselbe ist ein vorzügliches Mittel zum Einreiben gegen rheumatische Beschwerden.

Wallnüsse einzulegen. Man legt die Nüsse später ein, als es sonst üblich ist. Dieselben müssen schon den Kern gebildet haben. Fließt beim Hineinstechen mit einer Nadel Wasser heraus, so sind die Früchte noch zu jung. Man kann sicher bis Mitte September Nüsse einlegen. Sie werden nicht von der Erde aufgesammelt, sondern man pflückt sie. Will man doch vom Baum abgefallene Nüsse mit verwenden, so müssen es nur ganz tadellose sein, die keinen Flecken haben. Man durchsticht die Nüsse mit einer sauberen Stopfnadel und legt sie in einer verdeckten Terrine in frisches Brunnenwasser und wechselt dieses Wasser täglich dreimal. Man thut dies acht Tage lang, setzt dann die Nüsse mit dem letzten Wasser zum Feuer und läßt sie ganz langsam weich kochen, sonst löst sich die Schale ab. Sind die Nüsse abgekühlt, so nimmt man sie aus dem Wasser, spickt sie mit Zimmt und Nelken, wiegt sie und nimmt auf 1 Pfund Nüsse 1 Pfund Hutzucker. Man läutert nun den Zucker und kocht die Nüsse darin auf. Dies wiederholt man an drei aufeinander folgenden Tagen, thut dann die Nüsse mit dem Saft in Kreusen und verbindet diese mit Pergamentpapier, das in kaltem Wasser abgewaschen und mit einem Tuche abgetrocknet ist. Die Nüsse halten sich jahrelang.

Vexierbild.



Wo ist der Waldmann?

Logogriph.

Sei's mit dem **G** gern aus Mitleid,
Der mit dem **H** hebt Flüssigkeit;
Mit **W** nennt's einen Handwerksmann,
Mit **L** ist's ein inneres Organ.
Julius Falck.

Homonym.

Im alten Bund bin ich genannt,
Als Stadt im fernen Morgenland;
Wenn andre Deutung ich erhalte,
Dann haust' ich einst im deutschen Walde.
Julius Falck.

Zweisilbige Charade.

Mein Erstes ist das glücklichste auf Erden,
Der Freude Kind, dem Welt und Zukunft lacht;
Und dennoch sträubst du oft dich, es zu werden,
Und oft mit Recht — nur weislich sich bedacht!
Du wirst zu leicht getäuschet von Gefühlen,
Die an dem Eis der Klugheit schnell verkühlen.

Mein Zweites ist ein Ding, das ohne Leben,
Doch viel bedeutet bei der eitlen Welt.
Es schafft, wozu nicht Tugenden erheben,
Was nicht erkämpft der todesmut'ge Held!
Ist es voll Glanzes, wird die Welt dich leiden,
Doch ist es ärmlich, wird dich jeder meiden.

Mein Zweites hat mein Erstes oft betrogen,
Wie täglich es die Meisten noch betrügt;
Kam glänzend es mit seinem Herrn gezogen,
So ward gar oft mein Erstes auch besiegt.
Mein Ganzes pranget stolz am Tag der Ehre —
Doch sah es auch schon manche stille Zähre. S.

Auflösung.

W	A	G	E	L	**D**
A	L	M	A	K	**I**
H	E	E	R	E	**C**
R	O	S	E	T	**H**
H	E	B	E	E	**T**
E	L	B	A	K	**U**
J	O	W	A	H	**N**
T	O	G	A	N	**G**

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Des Logogriphs: Gatte, Latte, Ratte, Matte. — Der Charade: Paß, Au, Passau.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.